



DER SCHWARZE JAGUAR

WILLIAM QUINDT

schicklich Parfüme, um dem Raubtiergeruch, den ihr Mann überallhin mit sich trug, damit zu begegnen.

Nun hätte Laborde die Möglichkeit gehabt, den Traum aller Dompteure zu realisieren: sich eigene Tiere zu kaufen, sie in besonderer Art abzurichten, dabei nicht mehr den Ansprüchen und Vorschriften irgendeines unverständigen Direktors folgen müssend, durch die Welt zu reisen und die hohen Gagen ungekürzt in die eigene Tasche zu stecken. Er kaufte sich auch Tiere, zwölf Löwen, aber dann kündigte er sein Engagement, fuhr mit Frau und Löwen nach Blois, errichtete auf dem Hof die ersten Stallungen und den ersten Rundbau für die Dressur, dressierte die Tiere in einem Vierteljahr, bot sie zum Verkauf an und erzielte dabei einen Gewinn von mehr als hundert Prozent der Gestehungskosten. Für das Geld kaufte er neue Tiere, schied sie in drei Gruppen, dressierte sie in knappen vier Monaten, verkaufte sie abermals mit gutem Gewinn, und seit dieser Zeit war sein »Institut de dressage et domptage« in der Fachwelt bestens eingeführt, seine Arbeit lag bedeutend über dem Durchschnitt, er konnte kaum allen Aufträgen nachkommen, verdiente ausgezeichnet und lebte dabei behaglich nach seinem Sinn. Nach seinem Sinn war es, sich selbst die zur Dressur geeigneten Tiere auszusuchen, sich mit ihnen bekannt, vertraut zu machen, sie zu Gruppen zusammenzustellen, ihnen außergewöhnliche Tricks beizubringen, die hohe Anforderungen nicht nur an die Tiere, sondern vor allem an ihren Dompteur stellten. Er war ein hervorragender Tierkenner, seine Beurteilung, seine Behandlung auch eines überaus schwierigen Tieres, vor dem mitunter andere gute Dompteure versagt hatten, war unfehlbar, er bekam guten, besten Kontakt mit jedem Tier, und jedes Tier tat, was Pierre Laborde von ihm verlangte. So brachte man ihm auch immer wieder verdorbene Gruppen in das Haus, Löwen, die so störrisch geworden waren, dass sie sich weigerten, ihre Stallungen zu verlassen und den Rundkäfig zu betreten, Tiger, die über ihre Dompteure hergefallen waren und jedem anderen den Gehorsam verweigerten – Laborde brachte sie alle wieder zur Raison und ihre Arbeit in die allerbeste Form, keinen Zirkusdirektor reute jemals das hohe Honorar, das Laborde für solche Arbeit forderte und bekam.

Er hatte sehr gut verdient, sein Unternehmen war rasch und breit gewachsen, durch den Krieg war aber auch seine Arbeit in Unordnung gekommen. Nun war allerdings das Schlimmste vorüber, von überallher kamen ihm wieder die Tiere ins Haus, aber er konnte unmöglich all die Arbeit leisten, die getan werden musste, es fehlte ihm an Helfern. Seine Gehilfen aus früherer Zeit waren im Krieg verdorben und verschollen, er hatte einige Stallburschen, gewiss, aber die verfluchte er jeden Tag. Es war leichter, so meinte er, einen menschenfressenden Tiger zum Ringkampf mit seinem Dompteur abzurichten, als einem der jungen Männer dieser Zeit, die er zu begreifen sich weigerte, beizubringen, dass eine Peitsche nur zum Zeichengeben da war, unter gar keinen Umständen aber zu Schlägen, hinter denen diese Anfänger ihre Furcht versteckten und damit die besten Tiere für alle Zeit verdarben. Er ließ niemand nahe an seine Tiere heran, er beaufsichtigte die Burschen sogar beim Stallreinigen, beim Füttern und Tränken, der Brief Babuschkas war ihm wie eine Botschaft vom Himmel gewesen, seit seinem Erhalt wartete er auf mich – ja, ich wurde ehrlich erwartet, ich wurde gebraucht, ich war daheim, ich irrte nicht länger mehr, mir

selbst zum Ekel und zum Bemitleiden, verstoßen und todeinsam durch die gnadenlose Welt.

Er hatte hundert Aufgaben für mich: Ich sollte gleich am anderen Tage zwei Gruppen noch undressierter Tiere in Arbeit nehmen, einmal zwölf Löwen, einmal acht Tiger. Sie waren schon aneinander gewöhnt, sie vertrugen sich miteinander in den Käfigen, ich konnte gleich mit richtiger Arbeit beginnen. Sechs Stunden am Tag die Löwen, sechs Stunden die Tiger, dann konnten beide Gruppen in einem Vierteljahr, vielleicht schon in zehn Wochen, fertig sein und verkauft werden. Und abends konnte ich ihm vielleicht noch ein Stündchen bei den Schimpansen helfen, die er zu einem kleinen Varietésketch abrichtete, was im Zimmer geschah mit Stuhl und Tisch, also nach seinem Dafürhalten keine rechte Arbeit war, sondern mehr eine abendliche Zerstreuung. Und die Stallburschen mussten streng beaufsichtigt werden, den dummen Jungen war nicht zu trauen, wie leicht war ein gutes Tier verdorben, manchmal schon durch ein allzu lautes Wort allein. Diese Generation brüllte überhaupt nur noch, so meinte er, mit dem wachsenden Straßenlärm wurden auch die Menschen immer lauter, und mit den Tieren musste man doch leise und vernünftig sprechen, Tiere hatten nun mal weit bessere Umgangsformen als alle Menschen, aber im rechten Augenblick wiederum war ein lautes, scharfes Wort, das man ihnen gab, eine bessere Waffe als Gabel, Stock und Peitsche zusammen.

Ja, es wurde eine große Zeit mit mir und dem alten Belluaire. Belluaire – ich weiß nicht, wie ich Ihnen dieses Wort übersetzen kann. In den Wörterbüchern finden Sie es nicht. Und es ist für uns Leute vom Fach auch nicht nur ein Wort, es ist ein Begriff, ein sehr fester, unverwechselbarer Begriff. Einem Fremden gegenüber könnte ich es einfach mit Dompteur oder Tierbändiger übersetzen, das träfe die Sache, sagen wir einmal die Substanz, aber es trifft nicht die Essenz.

Sehen Sie, es ist dies: Wenn Babuschka sich mit einem Bären zusammengefunden hatte, nachdem er ihn langsam an sich gewöhnt, langsam und geduldig um sein Vertrauen erworben hatte, wenn der Bär dann endlich dieses Vertrauen erwiderte, wenn er zeigte, dass er Babuschka begriff und das tat, was mein Vater von ihm verlangte, es gern tat dazu, weil es ihn freute, meinem Vater zu Willen zu sein – in solcher Zeit, nun, da kannte Babuschkas Freude keine Grenzen. Am liebsten hätte er dann wohl den Bären aus dem Käfig und mit in seinen Wohnwagen genommen, hätte sich mit ihm an Wodka besoffen und seinen Rausch mit dem Bären im gleichen Bett ausgeschlafen. So war mein Vater, und vielleicht sind wir Russen alle nicht sonderlich anders.

Der Deutsche – nun, er will zuerst einmal etwas Besseres sein als nur ein Tierbändiger, Tierlehrer nennt er sich gern. Natürlich weiß auch er, dass es beim Zusammensein mit den Tieren auf mehr ankommt, als ihnen Dummheiten beizubringen, wie man etwa kleine Kinder auf Schiefertafeln kritzeln lässt. Dann aber rutscht er wieder allzu leicht in das Romantische und schwärmt von einer geistigseelischen Verbundenheit zwischen Mensch und Tier, die es nicht gibt.

Und die besten deutschen Dompteure, nun, ich kenne sie, ich war mit ihnen befreundet, ich schätze sie, ich mag sie gern, aber irgendwie ähnelten sie immer euren Oberlehrern, allerdings mit einem kleinen Unterschied, nämlich »das Land der Tiger mit der Seele suchend« ...

Der Engländer läuft auf anderer Linie die gleiche Gefahr. Irgendwie ist er im tiefsten Herzen dem Traum von Mowglie verhaftet, möchte ihn für seine Person verwirklichen und mit solchem Bild seine Zuschauer beglücken. Aber der Gedanke dieser restlosen Einheit von Tier und Mensch und vom Frieden in den Dschungeln ist nicht ungefährlicher als die dunkle deutsche Sehnsucht.

In Amerika findet man die besten und größten und schwierigsten Dressuren, die besten und geschicktesten Dompteure, wie das ja nur natürlich ist in einem Land, das bis heute auf dem Boden gesicherten Reichtums weitergearbeitet hat, den Europa mit dem ersten Tag des ersten Weltkrieges für immer verlor. Nun, der gute Amerikaner hat eine prachtvoll kameradschaftliche Einstellung zum Tier, und wenn ihm sein Werk gelungen scheint, dann zeigt er gern dem Publikum, welche eine gute Kameradschaft zwischen ihm und seinen Tieren besteht. Das nun ist seine besondere Gefahr, denn auch diese Kameradschaft ist eine Fiktion, ist ein Traum.

Zwischen Mensch und Tier ist eine Schranke, verstehen Sie mich recht, oder, so ist es wohl besser gesagt, eine gläserne Wand. Jeder fast, der sich inniger mit den großen Tieren beschäftigt und ihnen verfällt, denn das tut jeder, der mit Tieren lebt und arbeitet, müht sich, diese Schranke zu überwinden, diese gläserne Wand zu zerschlagen. Aber so viel ich auch gesehen habe in dieser Welt, noch keinem, der diese gläserne Wand zerschlug, ist das gut ausgegangen, die meisten haben sogar mit ihrem Leben dafür gezahlt, denn diese gläserne Wand ist von Gott gewollt. Es gibt keine Verbundenheit ohne Rest zwischen Mensch und Tier, vielleicht, vielleicht in einem zwecklosen Nebeneinander unter den freien Himmeln, die den Tieren bestimmt sind, niemals aber in den Gesteinen der Städte, hinter den Eisen der Käfige, niemals, wenn der Mensch dem Tier sein eigenes Leben zumutet und von ihm Arbeit verlangt, die wider alle Natur ist.

Pierre Laborde war ein Belluaire. Er wusste sehr wohl um die gläserne Wand und beachtete sie genauestens. Er liebte die Tiere, er war verrückt nach ihnen und mit ihnen, er konnte sich bis zur Verzückung begeistern an der Schönheit eines Tigers, eines Leoparden, an dem vollkommenen Gebäude eines Elefanten, an der zigeunerhaft scheuen Intelligenz eines Wolfes, an der boshafte Schläue eines Schimpansen. Er war besessen von seinem unaufhörlichen und sich ständig tiefer schraubenden Studium der tierlichen Fähigkeiten und Geistesgaben. Er wusste dabei sehr genau, dass er nicht mit dem Intellekt eine Verbindung zwischen sich und dem Tier herstellen konnte, sondern allein mit dem Gefühl, mit dem Gefühl, das man in sich so stark werden zu lassen hat, bis das Tier es hört wie einen Ruf in seiner eigenen Sprache. Er opferte sich auf für das Wohlergehen seiner Tiere, auch dann, wenn es nicht die eigenen, wenn es nur ihm anvertraute Tiere waren. Er war viel zu gutherzig und auch zu klug, um die Tiere zu schlagen oder irgendwie anders einzuschüchtern oder gar zu quälen, er wusste gut, dass man mit einem derart verdorbenen Tier niemals eine Dressur arbeiten konnte, die der Konkurrenz gewachsen oder gar überlegen war, wie man das von ihm verlangte. In der Tat: Ich konnte mir keinen größeren, keinen besseren Freund der Tiere denken als Pierre Laborde.

Ich lernte sehr viel von Maitre Laborde, ja, es war in Wahrheit so, dass nun erst recht eigentlich meine Lehrzeit begann. Wenn man mich damals nach meinem Beruf gefragt hätte, würde ich ohne Zaudern mit ›Dompteur‹ geantwortet haben. Aber war ich das

wirklich? Ich war als Sohn meines Vaters aufgewachsen, inmitten der Tiere seiner Menagerie, es war mir selbst sehr schnell natürlich erschienen und zur Gewohnheit geworden, unter den Tieren zu leben. Und es war gut, den Kopf eines Wolfes in seinem Schoß zu fühlen, es war eine Freude, wenn die Bären nicht nur Rüben und Zucker, sondern auch Zärtlichkeiten verlangten. Es überwältigte immer wieder neu, wenn Chan, der gewaltige Tiger aus dem fern wilden Sichota-Alin, die Nähe des Menschen suchte und sich wohligh streckte unter der Hand, die seine Kehle kraulte. Und man sah den Vater mit den Tieren arbeiten, man sah ihm ab, wie die Tiere reagierten auf Wink und Zuspruch, man versuchte sich selbst daran und hatte seine Freude, wenn man eine gute Arbeit zustande brachte. Und man war immer wieder überrascht von der Klugheit der Tiere, denn immer waren sie klüger, als man angenommen hatte. Jedoch machte man sich darüber keine sonderlichen Gedanken, man nahm das Gelingen einer Arbeit, eines Tricks als sein alleiniger Verdienst, man lebte sonst im animalischen Kontakt mit den Tieren dahin, man fühlte sich wohler bei ihnen als bei den Menschen, das soll wahr sein, man vertierte, im Grunde war man nur das klügste und geschickteste Tier der Menagerie – mitunter denke ich noch heute, dass ich nicht geweckt worden bin, dass ich meine Jugend wie in einem tiefen Schlaf verbracht habe, wie in einem weltfernen, weltfremden Traum.

Nun aber war ich grausam geweckt und aufgerissen worden: durch meine blutige Flucht, die mich von Babuschkas Seite riss, durch das grausig gemeine Elend meiner Fahrt von Suchum bis Blois. Mir waren die Augen aufgetan worden, ich sah die Welt, die Menschen und die Tiere mit anderen, mit neuen Augen, aber dass ich nun auch meine Tiere neu und anders sah, daran ist, so meine ich, vor allem Maitre Laborde schuld. Seine scharfe, helle, wache Geistigkeit, mit der er den Tieren gegenüberstand, von der ich nicht unbeeinflusst blieb, die mich im Gegenteil zu einem ganz neuen Verhältnis mit den Tieren führte, mir einen ungeahnt neuen Weg zu ihnen öffnete, einen Weg, der mir zuerst befremdlich kühl erschien und der dann doch, solange ich ihn ging, meine gemüthafte Verbindung mit den Tieren noch inniger, noch unlöslicher werden ließ.

Ich hatte geschlafen, nun waren mir die Augen geöffnet, nun lernte ich die Tiere sehen. Nun war ich nicht mehr der Sohn des Menageriebesitzers, der es sich sorglos gut gehen ließ bei aller Arbeit, nun war ich Belluaire und hatte meine Aufgabe, meinen sehr schwierigen, durchaus nicht ungefährlichen Dienst. Es ging bei diesem Dienst täglich und stündlich um mein Leben, es ging auch um Geld, um mitunter sehr hohe Summen, es ging um das Prestige, eine Dressurgruppe von Pierre Laborde musste immer eine ganz besonders gute Arbeit bringen, und es ging um den eigenen Ehrgeiz: neben diesem Meister meines Metiers zu bestehen, alles aus den Tieren herauszuholen, was nur in ihnen stecken mochte. Und in jedem Tier steckte ein anderes Tier, jedes neue Tier war ein neues Tier.

Bei all den Tieren, die für eine Schaudressur infrage kommen, handelt es sich immer um die sogenannten »höheren Säuger«, diese allein meine ich, wenn ich das Wort ›Tier‹ sage, also die höchstentwickelten Formen der großen und bunten und überaus unterschiedlichen Tierwelt. Und die großen Katzen beispielsweise sind nicht nur hochstehende, sie sind auch, dem Artcharakter nach, noble, ja, edle Tiere. Dabei können die individuellen Charaktere selbstverständlich unendlich variieren: Der eine Tiger kann ein Mörder sein, der andere so sanft wie eine Katze von der Ofenbank. Der eine Löwe benimmt sich wie ein Bauernrüpel,

der andere wie ein venezianischer Grande. Den einen Leoparden kann man mit der nackten Hand anfassen, der andere fliegt einem aus acht Meter Entfernung gegen die Brust, hebt man nur die Hand in einer ihm nicht verständlichen, nicht gewohnten Geste. Und wie es Unterschiede im Charakter gibt, gibt es auch Unterschiede in der Intelligenz. An den einen Löwen kann man einen halben Ochsen verfüttern, ehe er begreift, auf einen Bock zu springen und dort sitzenzubleiben. Ein anderer sieht sich nur einmal im Rundkäfig um, sieht die anderen Löwen sitzen, sieht den Bock, den man ihm freigelassen hat, springt hinauf und fühlt sich wohl und sicher dort. Der eine Tiger begreift nie, dass er durch den Reifen springen soll, aber er balanciert elegant über die Bambusstange, vor der die anderen scheu zurückweichen. Der zweite Tiger scheut die leiseste Berührung mit der Dressurstange und weicht ihr aus, dass man ihn derart spielend leicht durch den Käfig und in jede gewünschte Position treiben kann. Der dritte hat es gern, wenn man ihn beim Nackenfell fasst, durch den Käfig führt, ihn sich hinlegen lässt und sich dann auf ihn setzt. Er fühlt sich wohl und geschmeichelt bei dieser engen körperlichen Berührung, der die anderen ihr Leben lang ausweichen wie der allergrößten Gefahr.

Dazu gibt es natürlich grundlegende Unterschiede zwischen den Arten. Man kann einen Tiger nicht tanzen lassen wie einen Bären, einen Löwen nicht klettern lassen wie eine Ziege, man kann Löwen und Tiger nicht abrichten, Musik zu machen, wie man das den Seelöwen, den Ponys und den Schweinen beigebracht hat. Dazu fehlen nicht nur die äußeren Organe – ach, wenn es danach ginge, dann würde man dem Hund Hände anzüchten, er würde gewiss überraschenden Gebrauch davon machen, derart intelligent, dass er alle Menschenaffen hinter sich ließe. Innerhalb der Art, so meine ich, sind Intelligenz und Charaktere sehr verschieden, jedes Tier ist eine eigene Persönlichkeit, das ist es. Und Tiere sind anders als die Menschen, sie verleugnen ihre Persönlichkeit niemals, sie haben und behalten den Mut zu ihr, sie lassen sich nur schwer, sehr schwer umerziehen. Aber meistens ist die Arbeit mit ihnen überraschend leicht und dankbar, holt man nur das aus ihnen heraus, was sie bei ihrer Veranlagung geben können, was sie, bei einem guten Dresseur, fast immer gewillt sind, zu geben.

Denn die ganze Dressur der großen Tiere beruht ja doch nur auf dem guten Willen dieser Tiere. Wenn sie nicht wollten, wären alle Anstrengungen des Menschen hilflose Mätzchen. Bisweilen, wenn auch selten genug, kommt es einmal vor, dass ein Tier, Löwe, Tiger, Bär oder Leopard, sich den Menschen verschließt, dass nichts, aber auch nichts mit ihm anzufangen ist, dass es wild und böse und unzähmbar bleibt – ich weiß nur zu gut, welch ein Schrecken solch ein Tier ist, welch ein unbezwinglicher Block der Bedrohung und Gefahr. In der Regel aber ist nur der Dompteur schuld, wenn das Abrichten nicht gelingen will. Ich meine, dass jedes Tier dressierbar ist, und nicht nur die Hochtiere, mit denen wir arbeiten, wenn man nur erst den Zugang zu seinem Wesen, dem seiner Art und dem seiner Person gefunden hat. Das Tier ist bereit, auf den Menschen einzugehen, aber es lebt in seiner besonderen Welt, die Aufgabe des Menschen ist es, sich in diese Welt einzutasten und in ihr dem Tier zu begegnen.

Das sind die Grundlagen, von denen Monsieur Laborde ausging, daher war ihm, vor und während seiner Dressurarbeit, die Beobachtung der einzelnen Tiere das Primärste und Wichtigste.